



Glaubenssachen

2. Weihnachtstag, 26. Dezember 2020, 08.40 Uhr

Die allzu stille Nacht
Ein Weihnachtsfest im Ausnahmemodus
Von Susanne Krahe

Redaktion: Jan Ehlert
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Heute Morgen mache ich es mir gemütlich. Ich erlaube mir, im Jogging-Anzug zu frühstücken. Nach einem schrillen Pfiff auf alle politisch korrekten Speisegebote lade ich mir Räucherlachs auf meinen dick gebutterten Toast; zur Feier eines Tages jenseits von Form und Förmlichkeit! Fühlt sich der zweite Weihnachtstag unter diesem Vorzeichen nicht mindestens so festlich an wie der erste?

Schon in meinem Elternhaus nutzte ich den zweiten Feiertag gern zur Flucht aus dem Familiennest. Dort war es allmählich miefig und eng geworden. Zwei streng getaktete Tagesabläufe unter dem Tannenbaum genügten; der Heilige Abend mit Krippenspiel, Bescherung, Putenbraten und Oma. Der erste Weihnachtstag Brunch mit Opa, Kaffeetafel und Abendbrot mit anderen Verwandten und ihren immer verklärteren Kindheits-erinnerungen. Des dauernden Essens war ich so überdrüssig geworden wie der Stoffservietten und Messerbänkchen, die jedes Jahr ihren obligatorischen Auftritt zu absolvieren hatten. Anstrengend! Als Jugendliche fahndete ich nach Alternativen zur ritualisierten Familien-tradition. Wie wäre es, statt Onkel und Tante einen Haufen Freunde zu besuchen, Fremde zum Brunch einzuladen, sich am Abend ins Kino zu schleichen, vielleicht sogar in die Disco? Oder besser noch: die Koffer zu packen, um in den Winterurlaub abzutauchen? Zum Beispiel nach Hawaii. Am Strand von Waikiki soll der Weihnachtsmann mit einem Surfbrett kommen – zu einer schönen, da ganz und gar unorthodoxen Bescherung!

Aus der Weihnachtstraum! In diesem Jahr schiebt eine Pandemie nicht nur einen Riegel vor exotische Reisegeleüste, sondern stellt auch die selbstverständlichsten Gewohnheiten in ihren Schatten. Vorsicht, Ansteckungsgefahr!

Viren lauern in jedem Händedruck, jeder Umarmung, hüpfen von Postpaket zu Postpaket, und rammen ihre Zackenzähne in jede Dekoschleife. Auch mit Verwandten-besuchen muss gezeitigt werden – alles wegen der Gesundheitsrisiken. Und die Gottesdienste? Seit Monaten geraten alle Versammlungen, auch die frömmsten, in den Verdacht, Virenschleudern zu sein. Ehrlich gesagt, konnte ich mich in den letzten Jahren nicht mal mehr zur Christmette aufrufen. Aber seit mir klar geworden war, dass ein Spätgottesdienst für Kirchgänger diesmal gar nicht angeboten wurde, habe ich ihn vermisst. Diese besinnliche Einstimmung auf die Nacht aller Nächte. Still werden. Zu sich selbst und den eigenen Gedanken zurückkehren. Das Ruder aus den Händen legen und geduldig abwarten, bis eine innere Glocke meine Weihnachtsstimmung einläutet. Vor meinem inneren Auge tauchen Bilder aus früheren Zeiten auf, die meisten aus meiner Kindheit. Lampenfieber vor meinen diversen Auftritten in Krippenspielen, die Zeit im Posaunenchor, meine erste Predigt. Aber auch das laute, von der Gemeinde geschmetterte „O du fröhliche“ fehlt mir; dieser packende, ansteckende, mitreißende ergreifende und überwältigende Jubel, der noch der teilnahmslosesten Gottesdienst-Besucherin eine Gänsehaut aus den Poren lockt.

Sentimentale Anwandlungen scheinen zu den Besonderheiten dieses besonderen Weihnachtsfestes zu gehören. Es wird von einer tiefen Sehnsucht nach allem, was bis letztes Jahr normal war, getragen. Andererseits hat das Christfest immer schon kontemplative Seiten gehabt. Stille und Einkehr: Diese Bedürfnisse, die im Trubel der

Feier oft genug untergegangen sind, dürften dieses Jahr bis zum Überdruß bedient werden. In deutschen Wohnzimmern stehen besinnliche Augenblicke von je her auf der Festagenda. Sie bieten sich als Oasen inmitten einer wüst ausartenden Fröhlichkeit an. Letztlich nagen diese meditativen Momente jedoch nicht am Seelenfrieden, sondern wirken stabilisierend. Eine gut dosierte Prise Melancholie, ein tiefer Seufzer hat kaum jemandem jemals den Festtagsbraten versalzen. Und auf der Beziehungsebene holt sie die abgehobenen WeihnachtsschwärmerInnen auf den Boden unliebsamer Tatsachen zurück, um sie an die Seite aller zu zwingen, die immer schon traurig und einsam der Feierlaune anderer ausgesetzt waren. Bedauerlich, aber nicht neu: Ein Fest der Liebe, erst recht die eindrückliche Inszenierung von Freude und Frohsinn isoliert alle, die sich ungeliebt und verlassen fühlen, umso mehr. Für sie ist normal, was die anderen nur als Ausnahmezustand auszuhalten bereit sind: soziale Isolation und Kontaktarmut.

Eine Basis für mehr Solidarität mit den Einsamen und Eingeschränkten? Oder eher eine Öffnung für deren Strategien, nicht jede äußerliche Krise zu einer inneren Katastrophe ausarten zu lassen?

Selbst unter ChristInnen wurde in diesen Tagen nachgedacht, ob unter den heillosen Umständen Weihnachten überhaupt noch gefeiert werden soll. Angesichts globaler, pandemischer Bedrohungen und Verrohungen, die gerade das physische, menschliche Miteinander als riskant verunglimpfen, klingt die angebliche Friedensbotschaft wie Hohn. Nicht nur, dass der Höhepunkt des Jahres in Trostlosigkeit versinkt; die Hoffnungen auf ein neues Jahr mit besseren Zeiten werden ebenfalls kleinlaut. Nicht nur die Gläubigen hadern, nicht nur TheologInnen fühlen sich an apokalyptische Visionen erinnert. Die Diskussion pro oder contra Weihnachten 2020 wird mitten in der säkularen Öffentlichkeit geführt.

Jetzt sollte auch noch Weihnachten dran glauben? Niemals!

Für den Autor der Augsburger Allgemeinen ist und bleibt das Fest ein „Vollbad der Seele, eine Immunabwehr gegen trübe Gedanken und eine Wunderkur für gestörte Beziehungen.“ⁱⁱ

Von mir aus könnt ihr Glühweinpartys und Bratwurstorgien absagen...

Von mir aus könnt ihr auch die Stille-Nacht-Bläser und das Oh-du-Fröhliche-Gesäusel abdrehen. Ist mir eh schon lange auf die Nerven gegangen...

Aber unverzichtbar ist das Weihnachtsfest selber. Das echte natürlich. Das Fest der Lichter, wenn das Jahr am dunkelsten ist. Das Fest des Beschenktwerdens, einfach so, um anderen eine Freude zu machen... Das Fest der Festtafel, die mehr als Nahrungsaufnahme verspricht... Wahrscheinlich ist Weihnachten dieses Jahr wichtiger denn je, weil es uns in Beziehungen einsetzt, die wir aufgrund des Coronavirus so schmerzlich vermisst haben. Wir werden ein pures Fest erleben, ohne die zuckrigen Verkleidungen. Vielleicht schimmert dabei eher durch, warum überhaupt Weihnachten gefeiert wird – im christlichen Sinn.ⁱⁱⁱ

Was ist das: „pures“ Weihnachten? Die Antwort auf diese Frage dürfte den Blick auf alles schärfen, was Kultur und Religion außer den Zuckerschnörkeln an Sinn und Substanz aufgeben, wenn sie Weihnachten aus dem Kalender streichen. Für die Kirchen jedenfalls war dieses Fest nicht von Anfang an unverzichtbar. Sie feiern die Geburt Jesu, das Kommen ihres Messias, frühestens seit dem 4. Jahrhundert, und erst Martin Luther hat diesen Tag im 16. Jahrhundert zu einem Tag erklärt, an dem die Kinder mit Geschenken bedacht werden sollten. Vorher wurde der Heilige Nikolaus als zuständig für die Bescherung erachtet.^{iv}

Viel wichtiger als Weihnachten waren der christlichen Tradition Passion und Ostern. Von den Daten des Todes Jesu und seiner Auferstehung aus errechnete man auch die seiner Geburt und seiner Empfängnis. Dass schließlich der 25. Dezember zu Jesu Geburtstag erklärt wurde, hatte wohl auch damit zu tun, dass dieser Tag im römischen Reich bereits gefeiert wurde, als Gedenktag an den Sonnengott.

In der Moderne wurde der theologische Vorrang von Tod und Auferstehung zunehmend in Frage gestellt. Die Gläubigen erlebten sich selbst auch nicht mehr so ohnmächtig wie etwa die Menschen des Mittelalters^v. Es macht ihnen keine Angst, von der Unendlichkeit berührt zu werden, im Gegenteil. Unendlichkeit und Überzeitlichkeit werden mit positiven Erwartungen verbunden. Sie versprechen Sicherheit und Geborgenheit. Damit ist der „Wellness-Faktor“ des christlichen Glaubens gestiegen, wie der Philosoph Alexander Grau^{vi} es ausdrückt. Im Wettstreit mit fernöstlichen Religionen haben sich die Chancen des christlichen Glaubens verbessert. Endlich finden auch Gefühle und Sehnsüchte Platz im christlichen Weihnachtsglauben, und mit ihnen der milde Blick auf die Krippe, auf die Geburt Jesu, das Eingehen Gottes in die Welt.

Nun scheint aber die Pandemie wieder „Furcht und Zittern“ in die Zeit zurück getragen zu haben. Corona hat etwas Unheimliches, etwas Unbeherrschbares. Es scheint jedem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn um mehrere Schritte voraus zu eilen. Die Menschen werden an ihre eigene Begrenztheit und Verletzlichkeit erinnert^{vii} und erleben die Ewigkeit wieder als Unsicherheitsfaktor. Hat die christliche Tradition neben einem Wellnessfaktor nicht gerade jetzt wieder Sinnangebote parat, die einer allgemeinen Zukunftsangst entgegenwirken könnten?

Da Christlichkeit heute auch in ausdrücklicher Distanz zur Kirchlichkeit gelebt werden kann und wird, bieten sich volle Gottesdienste am Heiligen Abend an, eine Brücke zwischen der menschlichen Sehnsucht nach transzendenten Dimensionen und dem traditionellen, christlichen Sinnangebot zu bauen^{viii}. Wenn diese Chance nun wegfällt, geht mehr als eine bürgerliche Konvention verloren, mehr als ein Sahnehäubchen auf dem Weihnachts-Dessert. Denn in Krisenzeiten, etwa nach den Weltkriegen, waren die Gottesdienste immer besonders voll; vielleicht, weil diese Gemeinschaft Gebete, Geschichten und Rituale bereit hält, die über die Hilflosigkeit und Sprachlosigkeit jedes Individuums hinweg helfen können.

Ausgerechnet das theologische Lager gefiel sich lange darin, über die Popularisierung Weihnachtens die Nase zu rümpfen. Ein „Weihnachtschristentum“ wurde eher verspottet, als ernst genommen^{ix}. Die Weihnachtsbotschaft werde verkürzt und banalisiert, weil ihre traditionellen Ursprünge der modernen Gesellschaft fremd geworden sind.^x Ein Kind in einer Krippe ist Gegenstand der Rührung, beschwört aber auch kitschige Darstellungen herauf. Es spricht den elterlichen Schutz- und Fürsorgetrieb an und mahnt, auch und gerade die Bedürfnisse von Kindern anzuerkennen.

Aber wer kann mit der Botschaft vom Wort, das Fleisch geworden ist^{xi} noch etwas anfangen, und wer erfasst die radikale Wandlung des Gottesbildes, die von einem messianischen Säugling ausgeht?

Auch ich habe sie wieder aufgestellt, meine handgeschnitzte Krippe. Über einen Hocker in meinem Wohnzimmer wölbt sich das Dach eines löchrigen Stalls. Aus den Schindeln erhebt sich ein Stab mit einem überdimensionierten Strohstern. Darunter versammelt sich wie eh und je ein illustres Figurenkabinett. Was für eine Mischung! Das Weihnachts-Ensemble setzt sich aus dem Personal völlig verschiedener, biblischer Überlieferungen zusammen. Ein Verstoß gegen alle Auslegungsprinzipien, der aber niemanden zu stören scheint. Nicht mal die drei gelehrten Herren aus dem Morgenland erheben akademischen Einspruch. Eigentlich hatten sie den König Israels im Matthäus-Evangelium^{xii} gesucht, haben sich aber auch in diesem Jahr zu einem Gastspiel auf der Bühne einer anderen Erzählung, der des Lukas bereit erklärt. Sie halten sich im Hintergrund, als wollten sie Abstand wahren. Oder müssen sie sich erst von der langen Reise, die hinter ihnen liegt, erholen? Mit diesen Dreien steht ein Stück Weltläufigkeit in der Provinz. Leider aber haben sie nicht nur kostbare Geschenke im Gepäck, sondern auch eine bedrohliche Nachricht für das Baby und seine Eltern. Früher oder später werden sie darauf drängen müssen, dass die junge Familie vor Soldaten flieht. Doch vorerst sind sie noch nicht dran.

Auch Ochse und Esel haben eine ausgedehnte Wanderschaft hinter sich. Sie sind aus der hebräischen Bibel in die Weihnachtsgeschichte entführt worden, eingewandert aus dem Buch Jesaja.^{xiii} Die Figuren scheinen sich im rekonstruierten Bethlehem eingewöhnt zu haben, als wäre dieser Stall schon immer ihr Zuhause gewesen. Nur die Protagonisten im Zentrum der Krippengesellschaft haben etwas Gehetztes an sich. Sie sind nicht aus freien Stücken hierhergekommen, sondern weil ein Gesetz des Kaisers Augustus sie zu einer Volkszählung verpflichtete. Ein faltiger, erschöpft aussehender Joseph beugt sich über seine junge Frau, und über ihr Kind in dem Futtertrog. Ja, und ganz hinten im Stall, auf der Höhe von Esel und Ochse, hat sich ein Hirte auf den Holzboden gekniet; Hirtenstab in der Hand, ein einziges, verlorenes Schaf im Rücken. Meine Finger tasten nach diesem Burschen, heben ihn über die heilige Familie und ihren vornehmen Besuch hinweg und platzieren ihn direkt vor der Krippe.

Besonders gemütlich wirkt diese Kulisse eigentlich nicht. Sie sprengt natürlich alle Hygieneregeln. Ohne viel Fantasie ließen sich realistische Requisiten ergänzen, die einem bürgerlichen Idyll seine Strahlkraft nehmen. Schmutziges Stroh. Zugluft. Die Schmerzensschreie einer Gebärenden, und nicht mal Wein oder Wasser zur

Desinfektion. Hier wird die Situation eines Notfalls in Szene gesetzt, einer Krise, die eine kleine Familie nur mit Müh und Not überstanden hat.

Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das judäische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum dass er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf dass er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger.

Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte.^{xiv}

Man weiß genau, wie es weiterging, und hat es jeden Heiligabend wieder gesehen: In Dutzenden von Krippenspielen schleppen sich Maria und Joseph von Tür zu Tür, klopfen verzweifelt überall an, nur um abgewiesen zu werden. Immer wieder taucht ein Wirt oder eine Wirtin auf der Schwelle des Hauses auf, schüttelt den Kopf, dreht den Rücken. Die Darstellerin der Schwangeren krümmt sich über ihrem Bauch und stöhnt, was das Zeug hält. Endlich öffnet eine Frau, die den Notfall erkennt. Maria in Wehen. So kurz vor der Geburt kann sie dieses Paar doch nicht auf der Straße stehen lassen! Die Wirtin überlegt. Alle Zimmer in ihrer Herberge sind belegt. Doch ehe diese Frau ihr erstes Kind in eine Welt voll Sturm, Regen und Kälte setzen muss, darf sie im Stall Unterschlupf finden. Ausnahmsweise! „In meiner Herberge ist kein Platz mehr frei“, sagt die Wirtin. „Aber immerhin haben wir noch einen Stall!^{xv}

Kein Luxus. Aber auch noch kein Weltuntergang. Zugluft und Schmutz, aber immerhin die dampfende Wärme von Tierkörpern. Kein Königspalast, kein eigenes Kinderzimmer, aber ein Dach über dem Kopf. Die weihnachtliche Urszene bietet keine heimelige Wellness-Szenerie, sondern beschränkt ihre Hoffungsbotschaft auf elementare Anzeichen von Geborgenheit – inmitten von Widrigkeiten. Dieser Realismus dämpft übersteigerte Erwartungen an ein Fest des Friedens und der Liebe. Gott ist nicht in eine ideale Welt eingegangen, sondern setzte sich der Zugluft in einem Provisorium aus. Die Urszene von Weihnachten zeigt nur eine Momentaufnahme, eine Atempause zwischen den Fluchten getriebener und verängstigter Menschen.

„Geschafft! Gerettet!“ Nur darauf kommt es an. Kraft sammeln, auftanken. Die Gefahr ist noch längst nicht gebannt, aber für diesen Moment der Bewahrung ausgesperrt.

Sobald die Gelehrten aus dem Morgenland ihren Auftritt hinter sich gebracht haben, verwandelt sich Marias Atempause in einen Stoßseufzer. Es wird Zeit zum Aufbruch. Die heilige Familie muss nach Ägypten fliehen.^{xvi}

Meine Fingerkuppen fahren immer noch an dem geschnitzten Hirten entlang, dem sein Stab über den Kopf wächst. Richtig! Der Bursche ist nur eine gewitzte Vorhut einer ungezählten Horde von Berufskollegen, die sich nicht auch noch in meiner engen Krippe drängeln können. Er repräsentiert einsam, aber stolz die beinahe unbeachteten, schlecht bezahlten und den Mächten in Natur und Politik ausgesetzten, kleinen Leute. Besonders für sie hat der Evangelist Lukas seine Geschichte geschrieben. Sie sind die Öffentlichkeit, die breite Masse, die die Geburt des Retters bezeugen.

Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.^{xvii}

Die Frohe Botschaft, wie die Krippe sie auf winzigem Raum konzentriert, beschränkt sich nie auf intime, meditative Momente. Sie verlangt Öffentlichkeit, und damit eine breite, ja globale Wahrnehmung. In der Corona-Zeit scheint die Kirche um kaum etwas so zu bangen, wie um ihre Öffentlichkeitswirkung, die nicht einmal mehr für diesen einen Tag garantiert zu sein scheint. Doch auch nach 2000 Jahren lässt sich die Botschaft des Ereignisses, das sich in einem Stall und auf den Feldern von Bethlehem abspielte, auf eine ganz kurze Formel bringen, so, wie damals die Engel den Hirten sagten:

Fürchtet euch nicht!

* * *

Zur Autorin:

Susanne Krahe, ev. Theologin und Schriftstellerin

i Sich trotz Krise auf Weihnachten freuen? Unbedingt! Kommentar Von Alois Knoller in Augsburgere Allgemeine 16.11.2020

<https://www.augsburger-allgemeine.de/kultur/Journal/Sich-trotz-Krise-auf-Weihnachten-freuen-Unbedingt-id58525811.html>

ii ebd.

iii ebd.

iv vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Weihnachten>, Punkt 3: Geschichte

v Vgl. <https://www.cicero.de/kultur/moderne-religiositaet-weihnachtschristen/58663> - Grau A. In der Kirche mit dem Kuschelgott vom 20. Dezember 2014

vi ebd

vii Vgl. https://www.deutschlandfunkkultur.de/christliche-feste-in-coronazeiten-fuer-weihnachten-von.1278.de.html?dram:article_id=483940

viii Vgl. Happe a.a.O. S.24

ix Vgl. Happe a.a.O. S.22

x vgl. Happe a.a.O. S.14

xi vgl. Joh 1, 18

xii vgl. Mt 2, 1ff

xiii vgl. Jes 1, 3

xiv vgl. Lk2, 4-6

xv Den Hinweis auf die wichtige Rolle der Herbergswirtin gab mir in persönlichem Gespräch die Kollegin Frau Pfarrerin Doktor Jula Well <http://www.ev.rub.de/pt-karle/well.html.de>

xvi Vgl. Mt 2 13 ff

xvii Vgl. Lk 2 8-11